

Öldorado mit Nebenwirkungen

Der Amazonasregenwald ist von der Ölförderung bedroht

Von Friederike Rüll

Quito - Von Quito im bergigen Hochland fährt der Überlandbus fast eine ganze Nacht in den Nordosten Ecuadors. Aus dem Dunkel des Blätterwaldes taucht plötzlich ein Meer aus gelben Lichtern, Kuppeln und Türmen auf. Dies ist kein Märchenschloss, sondern eine Anlage zur Veredelung von Erdöl. Von da an begleitet die Straße ein dickes Rohr, eine Pipeline für das schwarze Gold aus den Regenwäldern.

Die Ölstadt Lago Agrio wurde in den 1970er Jahren mitten in den Regenwald gebaut und müsste eigentlich reich sein, ist aber eine der ärmsten des Landes. Hier wohnen die Ölarbeiter, die Petroleros, in schäbigen, fensterlosen Hotels entlang der beiden Hauptstraßen, auf denen mehr Tankwagen fahren als Autos.

Außerhalb der schwarzen Stadt zerschneiden die Schneisen den Wald. Der Umweltaktivist Daniel Moncayo schlägt mit der Machete einen Pfad frei zu einem Bach. Auf dem Wasser glitzern in allen Regenbogenfarben Ölschlieren. "Das ist seit 1964 so", sagt Moncayo. "Seit sie dort drüben anfangen, Öl zu fördern, sind unsere Flüsse verseucht."

Die Bevölkerung muss damit leben. Zwischen Indianerdörfern, in denen Scharen von Kindern im Fluss planschen, hat der Ölmulti Texaco, der heute Chevron heißt, bis 2002 Öl gefördert. Hinterlassen hat er knapp 1000 offene Öl-Bassins, manche so groß wie ein halbes Fußballfeld. In der Regenzeit kommt Wasser hinein, dann versickert das überlaufende Ölgemisch im Boden.

Der Münchner Umweltreferent Joachim Lorenz steht kopfschüttelnd



am Rand einer der Gruben. Er ist mit einer Delegation des internationalen Klima-Bündnisses hergekommen, um zu sehen, wie der Rohstoff gewonnen wird, der den Durst Europas nach Diesel stillen soll. Ein einziger Tropfen Erdöl, sagt Lorenz, macht etwa tausend

Liter Grundwasser ungenießbar. Klimabündnis-Koordinator Dietmar Mirkes spricht von den Bassins als "größtem Umweltdesaster, das je ein Konzern auf dem Kontinent angerichtet hat". Damit meint er noch gar nicht die undichten Pipelines, aus denen etwa 63 Millionen Liter Öl ausliefen, oder die 60 Milliarden Liter giftigen Formationswassers, ein Nebenprodukt der Ölförderung, in Ecuadors Flüssen.

Bei Chevron fühlt man sich für ökologische Altlasten nicht zuständig. 30000 Betroffene klagen seit Jahren darum, dass der Konzern die Milliardenkosten für die Reinigung der Bassins übernimmt. Die sind nach einer Studie dafür verantwortlich, dass in den Ölgebieten dreimal mehr Menschen an Krebs sterben als in Quito.

Die Armut ist geblieben

Das Öl hat den Ecuadorianern Krankheiten gebracht, doch der erhoffte Geldsegen ist ausgeblieben. Vom Profit aus dem Erdölgewerbe fließen 80 Prozent direkt auf die Konten der ausländischen Förderkonzerne.

61,3 Prozent der Ecuadorianer leben nach Angaben des staatlichen Statistikamtes SIISE in Armut. Jobs bringen die Anlagen nicht

in den Regenwald: Nur ein halbes Prozent der wirtschaftlich aktiven Bevölkerung arbeitet im Erdölsektor, obwohl dieser jährlich um knapp ein Viertel wächst.

Er wächst Richtung Süden. Mit einer kleinen, altersschwachen Cessna fliegen wir über ein grünes Meer unberührten Waldes dorthin, wo es in 20 Jahren vielleicht so aussehen wird wie heute in Lago Agrio. Für den Staat ist dieses Gebiet - "Sektor 23" - künftiges Erdölgebiet. Für Holger Sisneros ist es Sarayaku. Der Präsident der 2000-Bürger-Gemeinde zeigt Besuchern gerne sein Dorf. Viele Wege führen direkt durch die Wohnzimmer der offenen, Palmlätter gedeckten Häuser. Die Bewohner finden es in Ordnung und laden gerne zu einem Chicha ein, dem traditionellen, selbst gebrauten Yucca-Bier. Dabei erzählen sie, wie es kam, dass Sarayaku zum berühmtesten Dorf der Quichua-Indianer im Amazonasbecken wurde.

Alles begann 1992, als sich hier eines Morgens eine Handvoll junger Leute traf und zu Fuß aufbrach in die Hauptstadt, um Besitzrechte über das Land einzu-fordern, das sie seit Jahrtausenden nutzen. Andere Indianer schlossen sich ihnen unterwegs an, und als sie Quito erreichten, waren sie 10000. Der Präsident verhandelte mit ihnen und erkannte sie schließlich als legitime Besitzer ihres Bodens an.

Trotzdem gab die Regierung vier Jahre später der Ölfirma "General Fuel Company" (GFC), einer Texaco-Tochter, die Konzession, in "Sektor 23" Öl zu fördern - weil die Landrechte nicht für Bodenschätze unterhalb der Erde gelten. Der Konzern bot Dorfbewohnern Geld dafür, auf ihren Grundstücken arbeiten zu dürfen, 1000, 2000 Dollar. Für sie, die vom Wald und vom Fischfang leben und fast nie Bargeld sehen, war das eine große Verlockung.

Die Gegner der Ölförderung im Dorf fuhren mit ihren Kanus dorthin, wo es diese schon gab. Sie dokumentierten die Armut, wenn die Waldgärten der Familien vergiftet sind und die Dynamitbohrungen die Fische getötet und das Wild verjagt haben. Die Hautallergien, die kontaminiertes Wasser bei den Kindern auslöst. Die Straßen, die Arbeitslosigkeit, Alkoholismus und Dengue-Mücken mitbringen. Das erzählten sie zu Hause.

Bei der nächsten Gemeindeversammlung stimmten alle gegen die Petroindustrie in ihrem Wald.

Widerstand gegen die Ölmultis

Ende November 2002 landete ein Hubschrauber am Ufer vor Sarayaku und setzte zwei Männer ab, die die gelben Uniformen der GFC trugen. Die Indianer verstellten den Arbeitern den Weg. Den Arbeitern folgten Soldaten. Die Dorfbewohner richteten Widerstandscamps ein, wo sie ausharnten, tage- nächtelang, in der Regenzeit. Nach zwei Monaten zogen die Soldaten ab, aber GFC versprach, wiederzukommen.

Der Widerstand der Indianer gegen den Ölkonzern hat alles, was eine David-gegen-Goliath-Geschichte ausmacht. Deshalb wurden über Sarayaku Filme gedreht, Organisationen luden Dorfbewohner nach Europa ein, Touristen kamen und brachten Geld mit. Heute ist es das einzige Regenwalddorf hier, das ein Internetcafé hat - betrieben von Solarstrom. Eine Straße hat es nicht, und das soll nach dem Willen der Bewohner auch so bleiben.

Das Öl, das zwei Kilometer unter ihren Hütten liegt, soll auch nicht für ecuadorianische Autos gefördert werden. Das wird in die Länder des Nordens gebracht, um dort Autos zu bewegen, Häuser zu heizen und Plastik zu erzeugen - wenn es nicht vorher aus einer undichten Pipeline spritzt oder aus einem offenen Bassin im Waldboden versickert.
(dpa)

Argentinisches Tageblatt am 6. März 2010